



Nr. 14.

Posen, den 5. April.

1891.

Verschunden.

Dem Englischen nachgezählt von H. von Remagen.

(Nachdruck verboten.)

I.

In meinem Leben werde ich die Freude nicht vergessen, welche ich empfand, als ich vom Medizinal-Kollegium das Diplom meiner Befähigung zur Ausübung der ärztlichen Praxis erhielt. Der Gedanke, daß ich nun John Merrifield Med. Dr. zeichnen durfte, schien mir genügender Lohn für alle Mühen des Studiums. Den ganzen Tag schrieb ich den gewichtigen Titel auf jedes Blättchen Papier, um zu sehen, wie er sich ausnehme. Diese kindische Eitelkeit mag verzeihlich sein, wenn ich sage, daß ich drei Jahre lang mich nach diesem glücklichen Tage, als dem Ziele meines Strebens, gesehnt hatte. Ich hatte, um es zu erreichen, keine Mühe gescheut und manch lange Nacht durchwacht, weil dieses Diplom mir die Stufe zu ehrenhafter Stellung im Leben, wenn nicht zu Ruhm und Reichthum schien. An die Mühen und Trübsale, die der junge angehende Arzt zu überwinden hat, dachte ich kaum; mir war's, als müßte sogleich eine hübsche Praxis unter wohlhabenden Patienten sich finden, und ich träumte nur von glücklichen Kuren, wachsendem Ruhm und Einkommen.

Die Stadt New-York bot mehr Spielraum als das Land, und ich mietete alsbald ein passendes Lokal in der Bleeckerstraße, richtete es bescheiden ein, ließ ein schönes Schildchen, auf dem mit goldenen Buchstaben auf schwarzem Grund mein Namen prangte, an der Thüre befestigen, und wartete auf Patienten.

Tage, Wochen, Monate hatte ich zu warten, kein Patient wollte erscheinen. Mein kleines Kapital schmolz zusammen, und ich dachte bereits mit schwerem Herzen daran, ein Fortkommen zu suchen, das wenigstens mein tägliches Brot abwerfen würde.

Endlich faßte ich den Entschluß, noch eine Woche zu warten, und wenn kein Patient sich zeige, das Medicinæ Doctor vor meinem Namen zu streichen und ein Unterkommen als Gehülfe in einem Droguerie-Geschäft zu suchen.

Sechs Tage waren vergangen, aber kein Hülfeuchender hatte sich gemeldet. Es war Sonntag (wie ich mich dessen erinnere!) ein kalter Märztag voll Frost und Schnee. Ich trat an's Fenster; das trübe Aussehen der Straße stimmte zu meinen Gefühlen, — muthlos setzte ich mich in meinen Schaukelstuhl und starrte in die wenigen glimmenden Kohlen des Kamins, als ob ich in ihrem Verglühen mein Schicksal lesen wollte.

Plötzlich ertönte meine Glocke. Ich rieb mir die Augen, als ob ich geträumt hätte. Der schrille Ton hallte ein zweites

Mal durch mein stilles Stübchen. Eilig rannte ich an die Thüre und öffnete. Eine junge Dame stand vor derselben.

„Wohnt Dr. Merrifield hier?“ fragte sie.

„Ich bin es selbst.“

„Bitte, kommen Sie und sehen Sie nach meinem Vater. Er ist sehr krank.“ —

Endlich. „Wo wohnt Ihr Vater?“

„In der Third Avenue, bei der Sixteenth-Straße; wenn Sie nichts dagegen haben, werde ich Sie begleiten. Ich habe eine Droschke mitgebracht, weil Sie unser Haus wohl nicht leicht finden würden.“

Eine Minute später befand ich mich neben dem jungen Mädchen in der Droschke. Erst jetzt hatte ich Muße, ihre große Schönheit zu bewundern. Sie mochte achtzehn Jahre zählen. Reiches dunkelbraunes Haar umgab ihr liebliches Antlitz in dicken Flechten; die blauen Augen waren von langen Wimpern verschleiert und gaben dem Gesichtchen einen träumerischen, reizenden Ausdruck. Jede Bewegung ließ auf sorgfältige Erziehung schließen.

Die junge Dame sprach nur wenig während der Fahrt; doch meine Fragen bezüglich der Symptome, welche bei ihrem Vater sich zeigten, beantwortete sie ausführlich und klar: alle ihre Gedanken schienen sich auf ihn zu konzentriren. Das Gebäude, vor welchem der Wagen hielt, lag etwas von der Straße zurück und deutete auf Wohlhabenheit, ja Reichthum.

Das Fräulein geleitete mich durch eine geräumige Halle in ein Besuchzimmer, woselbst sie mich einen Augenblick zu verweilen bat. Dieses Gemach war reich möblirt; werthvolle Delgemälde, welche größtentheils Seestücke vorstellten, zierten die Wände. Ich schloß daraus, daß der Hausbesitzer mit dem Seewesen zu thun hatte.

Nach kurzer Weile erschien die junge Dame wieder und theilte mir mit, daß ihr Vater, Kapitän Vinton, bereit sei, mich zu sehen. Ich folgte ihr ins obere Stockwerk und betrat alsbald das Krankenzimmer. Der Kapitän, welcher mich freundlich begrüßte, war ein ällicher Herr, dessen Aussehen kein besonderes Unwohlsein anzeigte. Sobald ich jedoch den Puls gefühlt hatte, wußte ich, daß er ein organisches Herzleiden hatte. Er beantwortete meine Fragen ruhig und entschieden; ich verschrieb Arznei und entfernte mich. Dies alles war in einer Viertelstunde geschehen.

Am folgenden Tage schien mein Patient sich wohler zu fühlen; ich entdeckte in ihm einen gebildeten geistreichen Mann, dessen Unterhaltung wirklich fesselnd war. Meine ärztlichen

Besuche dauerten drei Wochen; während dieser Zeit hatte ich oft Gelegenheit, die Tochter des alten Herrn zu sehen und zu bewundern. Sie war voll Anmuth, Geist und Liebenswürdigkeit. Es freute mich deshalb doppelt, als der Kapitän, nachdem mein ärztlicher Beistand nicht mehr nothwendig erschien, mich bat, ihn hin und wieder als Freund zu besuchen. Helena hatte mich angegangen, ihr offen meine Ansicht über des Vaters Befinden zu sagen, und ich konnte ihr nicht verhehlen, daß er an einem Herzübel litt, welches plötzlich den Tod nach sich ziehen könnte. Sie bat mich, mit Thränen in den Augen, meinen Einfluß geltend zu machen, damit der Kapitän ein streng geregeltes Leben führe. Ich that es und hatte bald die Freude, zu bemerken, daß er weniger geistige Getränke genoß, als bisher.

Helens Bild beschäftigte meine Seele immer mehr, und so kam es, daß ich mich nach und nach fast täglich in des Kapitäns Hause einfand, der mich beinahe zur Familie zählte. Das junge Mädchen empfing mich stets mit freundlicher Herzlichkeit; aber ich wußte nicht, galt es dem ärztlichen Freunde oder zog ein innigeres Gefühl sie zu mir.

Eines Abends benutzte ich die Abwesenheit des Kapitäns, um mein Schicksal kennen zu lernen. Ich gestand ihr in leidenschaftlichen Worten meine aufrichtige Liebe und hatte das Glück, den Bund unserer Herzen auf ihren Lippen besiegeln zu dürfen. Noch am gleichen Abend bat ich den alten Herrn, mir seine Tochter zur Frau zu geben, und er legte bewegt unsere Hände in einander.

Es giebt keine Worte, die unsere Freude malen könnten. Die Hochzeit sollte in Monatsfrist gefeiert werden. Von der Stunde an, wo mein süßes Bräutchen die Glocke meiner Wohnung gezogen hatte, hatten sich auch Patienten gefunden, und ich erfreute mich bereits einer hübschen Praxis.

Acht Tage vor unserer Trauung ließ Helene mich schnell zu sich bitten, weil ihr Vater sehr krank sei. Bevor ich das Haus erreichte, war der arme Kapitän todt, und wir hatten einen Leichenzug anstatt einer Hochzeit! Das arme Mädchen war vor Schmerz außer sich. Unsere Heirath wurde natürlich verschoben, und Helene beschloß, sich während der ersten Trauerzeit zu einem Onkel zu begeben, der im Dorfe Industry an den Ufern des Ohio wohnte. Unsere Trennung war schmerzlich; aber die Hoffnung eines baldigen Wiedersehens brach verflärend durch die trüben Wolken. Ich versprach meiner Braut, sie nach vier Wochen zu besuchen.

II.

Ungefähr acht Tage nach Helens Abreise erhielt ich zu meiner großen Ueberraschung einen Brief von ihrem Onkel, in welchem er sich erkundigte, warum seine Nichte nicht angekommen sei, und die Hoffnung aussprach, es werde doch wohl nicht Krankheit sie zurückgehalten haben. Mein Entschluß war schnell gefaßt; ich ersuchte einen Kollegen, meine Praxis während meiner Abwesenheit zu besorgen, ordnete das Nöthigste und hatte in wenigen Stunden New-York verlassen. In Wheeling erkundigte ich mich in allen Gasthöfen nach Helene und fand ihre Spur; sie hatte sich zu Wasser nach Wellsville begeben. So schnell als möglich reiste ich nun nach diesem Orte; aber es gelang mir nicht, weiteres über sie zu erfahren. Nun blieb nichts übrig, als nach Industry zu eilen, weil es möglich war, daß die Gesuchte das Haus ihres Onkels erreicht hatte, nachdem dessen Brief bereits abgegangen war.

Bei meiner Ankunft wurde mir die trostlose Nachricht, daß man nichts von ihr wisse. Onkel Vinton sandte sogleich Boten nach allen Richtungen aus; wie gern hätte ich dieselben begleitet! Aber meine physische Kraft war so erschöpft, daß ich kaum mehr stehen konnte.

Am nächsten Morgen fühlte ich mich wieder frisch und eilte, sobald ich mich angekleidet hatte, in den Garten, wo Vinton ziemlich erregt auf und ab schritt.

„Guten Morgen, Doktor“, rief er mir zu, „ich denke, Sie werden sich wieder auf die Beine machen wollen?“

„Ja, ich will Helene finden, und wenn ich die ganze Welt durchsuchen müßte!“

„Gott gebe, daß es Ihnen gelinge.“

„Sie zweifeln? Sie werden doch nicht glauben, daß ihr etwas zugestoßen sei?“

„Hoffentlich nicht; aber wir leben in schlimmen Zeiten.“ Es lag etwas Eigenthümliches in dem Tone des alten Herrn, was mich beunruhigte und erschreckte.

„Sagen Sie mir, was Sie fürchten!“ rief ich ängstlich. „Ich sollte es Ihnen allerdings mittheilen, Doktor, und doch würde es mir leid thun, Sie unnöthiger Weise zu beunruhigen.“

„Sagen Sie mir, um Gottes willen, alles was Sie wissen! Haben Sie schlimme Nachrichten von meiner Braut?“

„Nein, ich habe gar nichts von ihr gehört; aber es ereignen sich geheimnißvolle Dinge in der Nachbarschaft. Mehrere Fremde und fünf oder sechs unserer besten Bürger sind im letzten halben Jahre verschwunden, und Niemand weiß, wohin sie gekommen sind.“

„Aber hat man denn keine Nachforschungen angestellt? Weiß man gewiß, daß sie nicht aus freiem Willen verschwunden sind?“

„Wenn nur Einer oder Zwei vermißt würden, hätte letztere Annahme vollen Grund; aber es ist unmöglich, daß fünf geachtete Kaufleute und Landwirthe Weib und Kind in solcher Weise verlassen hätten. Die ganze Umgegend wurde auf's genaueste durchsucht, aber nicht die mindeste Spur der Verlorenen ließ sich finden.“

„Sonderbar! Und was glaubt man, daß aus ihnen geworden sei?“

„Das weiß Gott allein. Hundert Vermuthungen sind aufgetaucht, aber keine bot einen vernünftigen Anhaltspunkt. Diesen Morgen kam mir nun der Gedanke, Helene könnte auf gleiche Weise verschwunden sein.“

„Das ist nicht wahrscheinlich“, erwiderte ich, obgleich eine kalte Hand mein Herz zu erfassen schien. „Wer sollte ein junges Mädchen verderben wollen? Ihre Muthmaßung wird mich übrigens zu doppeltem Eifer anspornen. An welchem Orte hat man die Vermißten zuletzt gesehen oder von ihnen gehört?“

„Es waren meistens Landwirthe, die vom Markt in Rochester heimkehrten. Sie hatten dort ihre Erzeugnisse verwerthet, waren dort gesehen worden. Man konnte ihre Spur bis außerhalb der Stadt verfolgen, und dann war jeder Faden verloren.“

„Der Hinterhalt müßte also zwischen Rochester und Industry liegen?“

„So scheint es; aber jedes Fleckchen Erde ist sorgfältig durchsucht worden.“

Ein Diener meldete, daß das Frühstück bereit sei. Nachdem wir es eingenommen hatten, ließ Vinton ein Pferd satteln, und ich machte mich auf, den Weg zwischen Rochester und Industry in Augenschein zu nehmen. Es war ein herrlicher Frühlingsmorgen; der Ohio zog sein im Glanze der Morgensonne strahlendes Silberband durch die Felder; aus den Bäumen hallte der frohe Gesang der Vögel, und das zarte Grün des Frühlings schmückte die ganze Natur. Während ich durch die reizende Gegend ritt, beschäftigten sich meine Gedanken mit den Andeutungen, die Onkel Vinton mir gegeben hatte. Es schien mir immer noch nicht wahrscheinlich, daß Helene, was ihr auch begegnet sein mochte, das Schicksal der übrigen Vermißten theilen sollte.

In Rochester fragte ich jede Straße der Stadt durch; aber Niemand hatte eine Dame gesehen, auf welche Helens Beschreibung paßte. Es war Nacht geworden, ehe ich meine Forschungen beendet hatte. Mein Herz fühlte sich erleichtert, als ich hier nichts von meiner Braut vernahm; denn die Mittheilungen der Leute in der Stadt bestätigten Vinton's Angaben auf's Entschiedenste.

Es dunkelte bereits, als ich mich auf den Heimweg machte; Industry lag aber nur acht englische Meilen entfernt, und ich hoffte, es in einer guten Stunde zu erreichen.

Noch hatte ich kaum drei Meilen zurückgelegt, da fing mein Pferd zu hinken an; ich mußte absteigen und es am Zügel führen. Nach einer Viertelstunde erreichte ich ein großes Wirthshaus an der Landstraße. Ich beschloß, mein Pferd in demselben zurückzulassen und mir von dem Wirth ein

anderes zu verschaffen, das mich an's Ziel meiner Reise bringen sollte. Mein Klopfen blieb anfangs, obgleich Licht im Hause brannte, unberücksichtigt. Ich wiederholte es; endlich wurde die Thür geöffnet und ein Mann erschien auf der Schwelle. Nachdem ich ihm mein Anliegen mitgetheilt hatte, erklärte er, er habe kein Pferd, aber ich könne bei ihm übernachten und in der Frühe mit dem vorüberfahrenden Omnibus meine Reise fortsetzen.

Es war zu spät, und die Aussicht, fünf oder sechs Meilen durch eine Gegend zu wandern, über welche solch' abenteuerliche Gerüchte im Umlauf waren, erschien mir nicht sehr verlockend; ich nahm daher den Vorschlag an und betrat das Haus. Im Gastzimmer saß die Wirthin; sie war eine hübsche Frau, und auch der Hausherr, welcher sich, nachdem er mein Pferd untergebracht hatte, zu uns gesellte, zeigte das wahre Urbild eines gemüthlichen Wirthes. Ich fühlte mich bald heimisch, und wir unterhielten uns über tausenderlei Dinge.

„Was halten Sie von den Gerüchten, welche über die Umgegend zwischen Rochester und Industry im Umlaufe sind?“ fragte ich nach einer Weile.

„Es ist ganz passend, daß Sie „Gerüchte“ sagen, Herr,“ erwiderte der Wirth. „Ich glaube auch, es ist kein wahres Wort an der Sache. Ich bin nun seit zweiundzwanzig Jahren Inhaber des Wirthshauses „zum weißen Schwan“; aber es ist mir in all' der Zeit nie etwas Unrechtes widerfahren. Mir dünkt, der Erste hat sich aus dem Staube gemacht, und die Anderen haben von der entstandenen Aufregung Vortheil gezogen und sind in aller Stille seinem Beispiel gefolgt.“

„Der Grund ließe sich hören, wenn nicht alle Vermißten höchst achtbare Männer gewesen wären.“

„Möglich; aber wer kann das menschliche Herz ergründen? Da führt Mancher ein scheinbar rechtliches Leben und ist im Grunde ein schlechter Kerl. Zudem hat erst neulich ein Reisender behauptet, er habe einen der Vermißten in Wisconsin gesehen.“

„Wenn das der Fall ist, sollte man es bekannt machen, um die Gemüther zu beruhigen.“

„Damit geschähe mir der größte Gefallen. Sehen Sie, Herr, früher war mein Haus immer voll; seit dieses Gerücht aber aufgetaucht, spricht höchst selten Jemand bei mir ein. Wir wären schon lange zu Grunde gegangen, wenn ich nicht mit meinem Handwerk, als Schreiner, mein Stückchen Geld verdiente.“

Unsere Unterhaltung dauerte noch eine kurze Weile, dann verlangte ich, in mein Schlafzimmer geführt zu werden. Ein eigenthümlicher Blick zwischen Mann und Weib fiel mir auf, aber ich beachtete dies wenig.

„Das weiße Zimmer?“ fragte die Frau.

„Nein, das rothe,“ entgegnete der Mann und runzelte die Stirne. Das Weib schwieg. Der Wirth geleitete mich selbst in das bestimmte Gemach, ein altmodisches Zimmer mit einer großen Himmelbettlade, welche von schweren Vorhängen umgeben war. Sonderbarerweise befand sich kein Teppich auf dem Boden.

Der Wirth stellte die Lampe auf den Tisch und empfahl sich. Die Aussicht vom Fenster war reizend. Der Vollmond spiegelte sich in den silbernen Fluthen des Ohio, und die Sterne schimmerten durch die dunkeln Bäume. Um den Eindruck der schönen Nacht besser zu genießen, löschte ich das Licht, setzte mich an's Fenster und überließ mich meinen Gedanken. Helenens Bild und ihr geheimnißvolles Verschwinden beschäftigte bald ausschließlich meinen Geist; ihr weiches, liebevolles Herz, ihr edler Charakter leuchteten vor meinem innern Auge und fesselten alle meine Gedanken.

Da hörte ich plötzlich einen leisen Tritt auf der Treppe, und eine Sekunde später steckte die Wirthin ihren Kopf vorsichtig zur Thüre herein.

„Was giebt's?“ fragte ich aufstehend.

„Haben Sie nicht gerufen?“

„Doch nicht . . . ich brauche nichts.“

„Ich bitte um Entschuldigung. Gute Nacht!“

„Gute Nacht!“

Das Weib schloß die Thüre und ließ mich wieder allein. Dieser Besuch erweckte meinen Argwohn. Es war zu still im

Hause, als daß ein Irrthum bezüglich des Rufens mir möglich erschien. Der zwischen Mann und Weib vorhin unten gewechselte Blick fiel mir ein — sollte der Wirth vielleicht mit dem geheimnißvollen Verschwinden der Reisenden in Beziehung stehen? Des Mannes gutmüthiges Gesicht widersprach dem Argwohn.

Ich habe von Natur ein scharfes Ohr; möglich auch, daß meine Nerven in diesem Augenblicke erregt waren, kurz, es kam mir vor, als ob jemand an der Thüre horche. Daraus, in Verbindung mit dem auffälligen Erscheinen der Wirthin, zog ich den Schluß, man wünschte aus irgend welchem Grunde, ich möchte zu Bette gehen, und so legte ich mich, vollkommen angekleidet, auf's Lager. Als bald — ich vernahm's deutlich — verließ die Person an der Thüre ihren Posten und schlich die Stiege hinunter.

Meines Argwohns war ich jetzt nicht mehr Meister; aber ich beschloß, diplomatisch zu Werke zu gehen. Leise erhob ich mich wieder von meinem Bette und versteckte mich hinter den schweren Vorhängen des Fensters, entschlossen, zu wachen und zu warten.

Ein halbe Stunde verfloß, nichts regte sich, und ich wollte mich eben wirklich zur Ruhe legen, als gerade unter mir ein Laut ertönte, der dem Einhaken einer eisernen Kette glich.

Wieder entstand eine lange Pause, alles war todtensstill. Da trafen meine Augen zufällig das vom Monde beschienene Bett, und ich sah zu meinem Entsetzen, daß es sich langsam und geräuschlos senkte und durch eine große Fallthüre verschwand.

Sofort entschlossen, das Geheimniß zu ergründen, kletterte ich mich schnell an einen der Pfosten der versinkenden Bettlade, deren Vorhänge mich vollständig verhüllten. Die Bewegung war so langsam und unmerklich, daß ein Schlafender sie in keinem Falle bemerkt hätte. Wie weit es hinunter ging, konnte ich nicht bemessen; aber mir schien es eine beträchtliche Tiefe. Endlich stand die Maschine still, und ich wartete ängstlich auf die Ereignisse der nächsten Augenblicke. Es dauerte nicht lange, als eine schwere eiserne Platte mit Macht auf das Bett niederschlug. Wenn ich in demselben gelegen, würde ich ohne Zweifel augenblicklich getödtet worden sein. Die Gewalt des Falles warf mich von meinem Versteck, auf die Erde. Ich verletzte mich jedoch nicht und versuchte die Dunkelheit zu durchdringen. Der weiche Boden ließ mich annehmen, daß ich mich in einem Keller befände; ich tastete mit den Händen vorwärts und gelangte endlich an eine Oeffnung, durch welche ein Lichtschimmer drang. Der Wirth und die Wirthin befanden sich im anstoßenden Gewölbe.

„Du willst also nicht?“ schrie der Glende. „Wart! Ich will Dich's lehren!“ Und er schlug das Weib mit schwerer Hand zu Boden.

Dann nahm er ein Bowieemesser zwischen die Zähne und schlich, mit der Talgkerze in der Hand, in ein weiteres Gewölbe. Ich folgte ihm leise, vorsichtig.

Er schloß eine Gitterthüre auf; ein Schrei ertönte bei seinem Eintritt. Barmherziger Gott, der fahle Schein der Kerze fiel auf die Züge meiner Braut, welche gefesselt in der feuchten Höhle lag! „Du mußt sterben, Mädchen,“ sagte der Glende. „Ich will Dir noch zwei Minuten zu Deinem Gebet lassen.“ — „Hülfe, Hülfe!“ jammerte die Arme. „O John, warum bist Du nicht da, mich zu schützen?“ — „Ich bin da!“ rief ich und packte den Schurken an der Kehle.

Bei meinem Anblick war er wie gelähmt — er dachte wohl, ich sei von den Todten erstanden. Nachdem ich ihn gebunden hatte, befreite ich Helene von ihren Fesseln und schloß den Mörder in das Gewölbe ein. Keine Worte vermögen unsere Wonne, unsere Freude zu schildern.

Ihre Anwesenheit in der Mördergrube erklärte sich leicht. Aus Versehen war sie in Rochester anstatt in Wellsville gelandet und hatte sich auf dem Werke wegen des Weges nach Industry erkundigt. Der Mann, an den sie sich gewendet, und der kein Anderer war, als der Wirth „Zum weißen Schwanen“, antwortete, er gehe eben des Weges und wolle sie mitnehmen. Er brachte das junge Mädchen sammt dessen Gepäck in sein Haus und würde sie wohl ermordet haben, wenn die Wirthin nicht stets für sie gebeten hätte.

Letztere fanden wir noch bewußtlos am Boden liegen. Von dem Gemach führte eine Wendeltreppe in's obere Stockwerk. Wir brachten die Frau hinauf, legten sie auf ein Bett und eilten dann, sobald es tagte, nach Rochester.

Kurze Zeit später hatte sich die Kerkerthüre hinter dem Wirth und seinem Weibe geschlossen; sie hatten keinen Widerstand geleistet. Die Leichen der Vermissten fanden sich in den unterirdischen Gewölben. Der Verbrecher wurde nach wenigen Monaten gehängt und sein Weib zu lebenslanglichem Zuchthaus verurtheilt.

Das Wirthshaus bildete lange einen Schauplatz der Neugierde, und der Nachfolger des früheren, verbrecherischen Besitzers erntete ein hübsches Stück Geld, indem er die geheimen Vorrichtungen zeigte. Der Schwanenwirth war von Profession ein Schreiner gewesen und hatte erst mit klugem

Sinn und geschickter Hand in seinem Hause mechanische Vorrichtungen zu bloßer Unterhaltung angebracht. Nach und nach fiel ihm ein, welcher Vortheil sich daraus ziehen lasse. Ein Schritt führte zum andern; das erste Verbrechen erstickte das Gewissen, und der Unglückliche sank immer tiefer in den Abgrund des Verderbens. Die mechanischen Vorrichtungen waren wirklich kunstvoll, und Menschenwitz würde sie wohl nie entdeckt haben. Aus dem Keller führte kein anderer Ausweg, als der durch die Bohnstube; die Fallthüre aber war so geschickt versteckt, daß selbst, als das Geheimniß entdeckt war, nur die Wenigsten den Ort, wo sie sich öffnete, bestimmt angeben konnten.

Vinton's Freude war grenzenlos, als ich Helene in seine Arme führte. Er rieth uns, unsere Trauung nicht länger aufzuschieben, und bevor ich nach New-York zurückkehrte, durfte ich Helene mein Weib nennen.

Aphorismen.

Verankere dein Schifflein nicht an einem Tau, dein Leben nicht an einer Hoffnung.

Epiktet.

* * *

Fruchtlos hinieden
Ringst du nach Frieden;
Täuschende Schimmer
Winken dir immer.

Matthiäson.

* * *

Soll denn der Mensch nichts wünschen? Wenn ich dir Rath geben darf, magst du den Göttern selbst Es überlassen abzumägen, was Uns angemessen sei und unsern Umständen förderlich.

— Drum wünsche höchstens, daß dir im Gefunden Leib die Seele sei gesund;
Erbitte muth'gen Geist, den nicht der Tod Erschrecke, der als ein Naturgeschenk Anschaut des Menschen Lebensabendzeit;
Der all und jede Widerwärtigkeit Ertragen kann, und der den Zorn nicht kennt.
An Götterwalten fehlt es niemals hier,
Wenn uns Prudentia zur Seite steht.
Wir sind's, die dich zur Göttin machen, wir,
Fortuna, setzen in den Himmel dich.

Juvenal.

* * *

Zwei Dinge erfüllen das Gemüth mit immer zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: der gestirnte Himmel über mir und das Sittengesetz in mir — der erste Anblick einer zahllosen Weltenmenge vernichtet gleichsam meine Wichtigkeit, als eines thierischen Geschöpfes, das die Materie, daraus es ward, dem Planeten — einem bloßen Punkt im Weltall — zurückgeben muß, nachdem es eine kurze Zeit — man weiß nicht wie — mit Lebenskraft versehen gewesen. Der zweite dagegen erhebt meinen Werth als einer Intelligenz, unendlich durch meine Persönlichkeit, in welcher mir das moralische Gesetz ein von der Thierheit und selbst von der ganzen Sinnenwelt unabhängiges Leben offenbart.

Kant.

* * *

— — — Die Treue, sag' ich euch,
Ist jedem Menschen wie der nächste Blutsfreund,
Als ihren Rächer fühlt er sich geboren.

— — — Denn ganz
Kann ihn die eig'ne Klugheit nicht beschirmen.
Nur an die Stirne setzt' ihm die Natur
Das Licht der Augen; fromme Treue soll
Den bloßgegebenen Rücken ihm beschützen.

Schiller.

* * *

Die Willenskraft des Menschen ist nicht bloß die fahle, in Willkür bestehende Selbstbestimmung, sondern das bewußte Wollen und Vollbringen des naturgemäß Nothwendigen, d. h. dessen, was sich aus der Natur des Handelnden sowie des Ganzen mit Nothwendigkeit ergibt.

Ich danke dem Schöpfer, daß ich muß, das Beste muß.

Lessing.

Heiteres.

Baron Flottwitz hat Italien besucht. Bei seiner Rückkehr wird er gefragt, wie ihm Pompeji gefallen habe.

„O, nicht übel, aber all' die alten Häuser wieder zu repariren — das wird einen schönen Haufen Geld kosten.“

* * *

Geringe Erwartungen. Student: „Bringen Sie mir, bitte, mein Abendbrot Philöse, eine Knackwurst und ein Milchbrötchen.“

Wirthin: „Sie vergessen vermuthlich, daß Sie vom Herrn Professor K. zum Abendessen eingeladen worden sind!“

Student: „Gut, daß Sie mich daran erinnern; da bringen Sie mir, bitte, zwei Knackwürste und zwei Milchbrötchen.“

* * *

Die anspruchsvollen Goldfische. Hausfrau (zu dem neu hinzugezogenen Dienstmädchen): „Hast Du den Goldfischen denn schon frisches Wasser gegeben?“

Mädchen: „Nein, die haben ja noch nicht einmal das alte ausgetrunken.“

* * *

Ein Pessimist. „... Am Rhein und an der Mosel ist man aufrichtig — da sagen sie doch „Rheinwein“ und „Moselwein“; aber in anderen Gegenden deuten sie nicht im Geringsten an, aus welchem Flusse sie das Wasser nehmen!“

* * *

Parlaments-Blüthe. „... Meine Herren! Freuen wir uns, daß wir uns diesen Stein, welcher uns so lange Jahre auf dem Herzen lag, endlich vom Halse geschafft haben!“

* * *

Gleiches Mißgeschick. Wittwe, welche, obwohl sie zwei Männer gehabt, immer noch heirathslustig ist, am Strande zu ihren beiden Begleitern: „Finden Sie nicht, daß es hier entsetzlich langweilig ist?“

Badegast (leidenschaftlicher Skatspieler): „Gewiß gnädige Frau — auch wir bemühen uns bis jetzt vergeblich, den dritten Mann aufzutreiben!“

* * *

Nachdruck verboten. Vater (der sich von seiner kleinen Emma einen Artikel aus dem Feuilleton vorlesen läßt): „Du mußt mit mehr Nachdruck lesen, mein Kind!“

Emma: „Aber Papa, da steht ja doch: Nachdruck verboten!“

* * *

Splitter. Das Mißliche bei einem Halbdichter besteht wohl zumeist darin, daß er doppelt so viel dichtet, wie ein ganzer Dichter.

* * *

Veränderte Sachlage. Wirthin (zur Dienstmagd): „Was, so einen großen Krug Wein holt Ihr? Früher, als es Euch noch besser ging wie jetzt, habt Ihr Euch mit einem kleinen begnügt!“

Magd: „Ja, wisst Se, Fraule — dazumal hent mer den Wein 'zahl — jetzt pumpen mer'n!“

* * *

Dämon Geld.

Ob Fluch oder Segen
Das Geld

Hängt nur von der Hand ab,
Die's hält.